Unverkäufliche Leseprobe aus:

Graeme Simsion
Der Mann, der zu träumen wagte

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.
© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Kapitel 1

Ich saß zu Hause in Norwich am Computer und sammelte Informationen über Pete Best, den vergessenen Schlagzeuger der Beatles, als unten in der Bildschirmecke eine E-Mail aufpoppte.

Von: angelina.brown@tpg.com.au
Hi.

Das war alles. *Hi.* Nach zweiundzwanzig Jahren, davon zwanzig ohne jeglichen Kontakt, beschließt meine Große Verlorene Liebe Angelina Brown aus heiterem Himmel, die Welt zu verändern, und schreibt *Hi.*

Selbstverständlich spielte gerade ein Song, um dem besonderen Moment Gewicht zu verleihen. Da ich Kopfhörer trug, erklang »My Sentimental Friend«, ein Hit der Herman's Hermits aus dem Jahr 1969, mitten in meinem Schädel. Mit der sinngemäßen Textzeile vom *Mädchen, das er einst gekannt und das ihm dann das Herz verbrannt*', sollte es von nun an einen festen Platz im Soundtrack meines Lebens haben. Gut, es war nicht Wordsworth, aber stimulierend genug, um beim Eintreffen der E-Mail über ihre Absenderin nachzudenken.

War dies das erste Mal, dass sie wieder an mich dachte? Dass sie ihre Gedanken in die Zeit zurücktreiben ließ, in der »Like a Prayer« die Charts gestürmt hatte, und nun überlegte,

wie es wohl dem Typen ging, den sie damals in dieser Bar in Melbourne kennengelernt hatte? Dass sie ihre Kontaktliste durchgesehen und sich spontan gefragt hatte: »Was ist aus dem wohl geworden?«

Adam Sharp anklicken, zwei Buchstaben tippen, senden.

Es musste mehr dahinterstecken. Zunächst einmal stand ich sicher nicht in ihrer Kontaktliste, denn seit der Erfindung von E-Mails hatten wir keinen Kontakt mehr gehabt.

Ihrer Mail-Adresse nach lebte sie immer noch in Australien. Ich kontrollierte es kurz auf der Weltzeit-Webseite: 13.15 Uhr in Norwich bedeutete 00.15 Uhr in Melbourne. War sie betrunken? Hatte sie Charlie verlassen? Oder er *sie*? Vielleicht lag die Trennung schon fünfzehn Jahre zurück.

Sie benutzte noch immer ihren Mädchennamen. Was nicht weiter überraschte. Sie hatte ihn nicht aufgegeben, als es Anlass dazu gab.

Über Charlie wusste ich nichts – nicht einmal seinen Nachnamen. In Gedanken hatte ich ihm immer ihren gegeben. Charlie Brown. Die kleine, kahle Cartoonfigur mit dem Baseball-Handschuh. *Da kommt ein Ball, Charlie Brown. Verpass ihn nicht, Charlie Brown.* In Wirklichkeit war ich derjenige, der ihn verpasst hatte.

Zwei Jahre zuvor, nach einigen Gläsern Bier, hatte ich sie mal gegoogelt. Und nichts gefunden. Angelina trug denselben Namen wie eine Gleichstellungsbeauftragte und eine Zeitungskolumnistin, und sie unter all den anderen, weniger offensichtlichen Links zu suchen hatte mein bierbenebeltes Hirn überfordert. Es sei denn, ich hätte nach Bildern gesucht, aber davon konnte ich mich gerade noch abhalten. Angelina war wie eine Sucht – *gewesen!* –, und der einzige Weg, mit einer Sucht umzugehen, ist Abstinenz.

Vielleicht. Zeit vergeht. Jeder Alkoholiker will zeigen, dass

er geheilt ist. Nach zwanzig Jahren fester Beziehung sollte ich einer Exfreundin, die von sich aus Kontakt aufgenommen hatte, doch wohl ein oder zwei E-Mails schreiben können!

Vielleicht hatte sie eine tödliche Krankheit und wollte Unerledigtes abschließen. Dass mir ein solcher Gedanke kam, musste wohl auf das Frühstücksgespräch mit meiner Mutter zurückgehen. Vielleicht wollten sie und Charlie ja auch ein paar Tipps zu Urlaubsmöglichkeiten in Nordengland: »Hey, wir suchen etwas, wo es kalt und ungemütlich ist, damit wir mal aus dieser endlosen Sonne rauskommen.« Und was sagte das über meine Beziehung zu Claire, wenn ich mich zu anfällig fühlte, um auf eine harmlose Anfrage zu antworten?

Ich ließ Angelinas Mail bis zum Abend ruhen. Als Claire nach Hause kam, war ich immer noch unschlüssig. Unser Begrüßungsgespräch fand zwischen meinem Zimmer und dem Fuß der Treppe statt, also ohne Sichtkontakt, aber ich konnte mir Claire gut dabei vorstellen, da sie morgens in ihrem »Big-Meeting-Outfit« losgezogen war: graues Kostüm mit grünem Schal und Stiefeln, mit denen sie auf glatte eins fünfundsechzig kam.

»Tut mir leid, das Meeting hat länger gedauert. Essen riecht gut.«

»Jamie Oliver. Zitronen-Hühnchen. Ich hab schon gegessen.«

»Trinkst du einen Wein mit?«

»Gerne. Die Flasche ist schon offen und steht im Kühlschrank.«

»Wie geht's deiner Mum?«

»Die Ergebnisse sind noch nicht da. Ich glaube, sie hat ein bisschen Angst.«

»Hast du sie von mir gegrüßt?«

»Vergessen.«

»Ach, Adam …! Hast du Elvis gefüttert?«

»Wenn nicht, würdest du es merken.«

Das war ein anschaulicher Einblick in die Beziehung, die Angelinas E-Mail auf die Probe stellen könnte. Wir waren ein funktionierender Haushalt. Wir stritten nicht; wir freuten uns auf gemeinsame Mahlzeiten an den Wochenenden; wir kümmerten uns umeinander. Gute Freunde. Über solche Beziehungen werden keine Songs geschrieben, aber sie haben ihr Gutes. Wir hatten es besser getroffen als meine Quizteam-Kollegin Sheilagh und ihr Mann Chad, die mit allen gut auskamen außer miteinander. Oder unsere Freunde Randall und Mandy, deren Sorgerechtskrieg um die Zwillinge (nach künstlicher Befruchtung), ausgetragen zwischen San José und Liverpool, jede Menge Verluste eingebracht hatte.

Oder meine Eltern, wo wir schon dabei sind.

Doch in den letzten zwei Jahren war nach und nach die Romantik unserer Beziehung verblasst. Vor drei Monaten hatte ich ein Einzelbett gekauft. Der vorgebliche Grund war mein Schnarchen gewesen und dass Claire ihren Schlaf brauchte, weil sie mit dem geplanten Verkauf ihrer Softwarefirma unter Stress stand. Unser Sexualleben zog dann gleich mit aus, und ich vermisste es nicht so sehr, wie ich gedacht hätte. Ich war nicht sicher, ob das gut oder schlecht war.

Unser Arrangement ähnelte vermutlich dem vieler Paare in unserem Alter. Es wäre schon weit hergeholt, unsere aktuellen Defizite einer Beziehung zuzuschreiben, die zweiundzwanzig Jahre zuvor geendet hatte. Wenn ich ein Problem mit einem Datenbankabgleich hatte oder mich an den Namen des Leadsängers der Bonzo Dog Doo Da Band zu erinnern versuchte oder Claire morgens zum Abschied einen Kuss auf die Stirn gab, dachte ich nicht an Angelina. Das passierte nur, wenn ich Musik hörte, oder in den seltenen Momenten, in denen ich

mal ein ganzes Lied auf dem Klavier spielte. In diesen wenigen Minuten oder Stunden befand ich mich im Jahr 1989 …

Ich spielte in einer Bar – keinem Pub, sondern einer echten Bar – in Melbourne, Australien, an der Victoria Parade im Stadtteil Fitzroy am Rande der Innenstadt. Sie gehörte zu den wenigen Lokalen, die lang geöffnet hatten, und die Gäste waren eine Mischung aus Yuppies und Babyboomern. Zu der Zeit war ein Babyboomer noch jemand, der kurz nach Kriegsende zur Welt gekommen war, nicht jemand wie ich, der fast zwanzig Jahre später geboren wurde.

In den meisten Nächten waren es mehr Boomer als Yuppies, und mein Repertoire der Sechziger und Siebziger wurde gut nachgefragt. Am frühen Abend tröpfelten die Gäste eher, richtig voll wurde es erst, wenn die Leute mit dem Abendessen fertig waren und wenn die Nachzügler aus den Pubs antanzten, ihre Schirme ausschüttelten, die Wintermäntel und Wollmützen über den Garderobenständer warfen und eisgekühltes *Lager* bestellten. Es war Anfang Juli, mitten im Winter, und mit seinem Versprechen von ständiger Sonne befand sich Australien bislang in der Bringschuld.

Für die Inneneinrichtung hätte das Lokal bestimmt keine Preise gewonnen. Es gab eine Theke mit acht bis zehn Barhockern, etwa ein Dutzend kleine Tische, an den Wänden Spiegel und alte Filmplakate. Keine Küche – nur Snacks in Tüten. Aber sobald genügend Leute da waren und mehr Gäste standen als saßen, schufen Lärm und Rauch ausreichend Atmosphäre, um das zu kompensieren.

Ich war seit drei Wochen in Australien. Eine australische Versicherungsgesellschaft führte eine neue Generation von Datenbanksystemen ein, und ich hatte einen fünfzehnmonatigen Betreuungsauftrag ergattert, mit dem ich all ihre Nie-

derlassungen auf der ganzen Welt abklappern würde. Ich war sechsundzwanzig, hatte mein Informatikdiplom gerade mal fünf Jahre in der Tasche und schwamm auf der neuen Technologiewelle, die meine Berufskollegen in ihren Dreißigern verpasst hatten. Das Computerwesen befreite mich von meinen Untere-Mittelklasse-mit-Gesamtschule-Wurzeln, nachdem ich meinen ursprünglichen Plan, Rockstar zu werden, ad acta gelegt hatte.

In meiner ersten Woche in Melbourne war ich mit ein paar Kollegen in die Bar gegangen, um auf einen frischgebackenen Vater anzustoßen, und am Ende landete ich irgendwie am Klavier. Ich weiß noch, dass ich Elton Johns »Daniel« spielte, denn so hieß der neue Erdenbürger. Der Barbesitzer, ein bulliger Typ namens Shanksy, spendierte mir ein kleines Bier – ein *pot*, wie man in Australien sagt. Ich dankte ihm, dass ich auf seinem Klavier spielen durfte, und er sagte: »Jederzeit wieder, *mate.*«

Ich nahm ihn beim Wort, und die Bar wurde mein zweites Zuhause. Shanksy sorgte für meine Getränke, und ich stellte ein Glas für Trinkgeld aufs Klavier. Meine Erträge waren erquicklich, doch um Geld ging es mir dabei nicht. Für meinen Job wurde ich gut bezahlt und bekam außerdem einen Wohnungszuschuss, der für ein Loft über einem vegetarischen Restaurant in der Brunswick Street ausreichte, fünfzehn Straßenbahn-Minuten von meiner Arbeit entfernt und zehn zu Fuß von der Bar.

Mit dem Klavier kam ich bald sehr gut zurecht. Es war ein altes Schätzchen des australischen Herstellers Beale mit noch schönem Klang, außerdem gab es ein Mikro und einen kleinen Verstärker. Meist ging ich auf dem Weg zur Arbeit vorbei oder nach meiner morgendlichen Laufrunde und unterhielt dann mit meinen Fingerübungen die Putzfrau.

Am Abend machte es den entscheidenden Unterschied aus. Ohne das Klavier wäre ich der einsame Mann an der Theke gewesen, der für sein Bier bezahlte und weder Grund hatte, mit irgendjemandem zu reden, noch Grund bot, von jemandem angesprochen zu werden. Der viel zu viel Zeit gehabt hätte, über die Leere in seinem Leben nachzudenken.

Ich hatte sie nicht hereinkommen sehen, sondern bemerkte sie erst, als sie ans Klavier trat. In einer Stadt, in der sich beinahe jeder vornehmlich schwarz kleidete, trug sie ein weißes Wollkleid und dazu hohe Stiefel. Mitte zwanzig, schulterlanges dunkelbraunes Haar zu heller Haut, vielleicht eins siebzig mit den Absätzen.

In der Hand hielt sie einen pinkfarbenen Cocktail. Wir befanden uns zwar in einer Cocktailbar, aber das hier war Australien, und die meisten Leute tranken Bier, Wein oder einfache Mixgetränke, sofern sie nichts Stärkeres kippten, was dann meist B52s oder Flaming Lamborghinis waren. Die Spirituosensammlung hinter der Theke war eher Show, und Shanksys Cocktailkenntnisse hielten sich in Grenzen. Heute Abend allerdings hatte er etwas Pinkfarbenes gemixt. Mit Kirsche und Schirmchen.

Ich spielte »Brown-Eyed Girl« von Van Morrison, und sie kam gerade nahe genug, um mich spüren zu lassen, dass sie da war, und nippte an ihrem Getränk.

Als ich geendet hatte, klatschte sie, trat näher und fragte: »Kennen Sie ›Because the Night‹?«

Nun konnte ich sie aus der Nähe betrachten, und sofort fielen mir ihre Augen auf: groß und braun, und unter dem rechten war eine feine Linie Mascara, die bis zur Mitte der Wange reichte wie eine Tränenspur – vermutlich der Grund für ihren Klavierbesuch.

Normalerweise nehme ich Parfüm nicht wahr, außer, es wurde frisch aufgetragen, und vielleicht war das bei ihr der Fall, denn der Duft war stark und markant. Fürs Protokoll: Es war *Obsession* von Calvin Klein. Seit dem Moment bin ich in der Lage, es aus zwanzig Metern Entfernung zu erschnuppern. Steigt eine Frau damit in den Bus, habe ich es sofort in der Nase – und die dazugehörigen Erinnerungen sofort im Kopf. Wie Proust bei seinen Madeleines.

»Das ist von Patti Smith«, fügte sie hinzu, während ich mich fragte, ob ich die verschmierte Wimperntusche kommentieren sollte.

»Und Bruce Springsteen.«

»Sagen Sie das noch mal!« Sie lachte.

»Bruce Springsteen. Sie haben es zusammen geschrieben. Springsteen hat es nie im Studio eingespielt, aber auf dem Live-Album ist es drauf.«

»Zusamm geschriem, aye? Luuwli.«

So, wie sie meinen Akzent nachmachte, hätte ich eher aus Glasgow denn aus Manchester stammen müssen, aber bei ihrem anschließenden Hundert-Watt-Lächeln war alles zu verzeihen.

Trotzdem verzog ich in gespielter Entrüstung das Gesicht.

»Tut mir leid«, sagte sie. »Ich wollte nicht unhöflich sein. Aber ich liebe Ihren Akzent.«

Ich beschloss, das Risiko einzugehen, selbst für unhöflich gehalten zu werden, und strich mit dem Zeigefinger vom linken Auge aus über meine halbe Wange.

Es folgte ein kurzer Austausch in Zeichensprache, mit fragendem Blick, dann Nicken und Lachen, bis sie meine Botschaft verstand, ihren eigenen Zeigefinger anfeuchtete, erst die falsche Wange säubern wollte und es schließlich schaffte, die Wimperntuschenträne zu verwischen.

»Warten Sie«, sagte ich und ging zur Theke, auf der ein Stapel Papierservietten lag. Auf dem Rückweg merkte ich, dass es still geworden war, und das nicht nur, weil der Klavierspieler eine Pause machte. Ausnahmslos alle – von Shanksy hinter der Theke bis zu dem Pärchen, das noch in Mänteln im Türrahmen stand – beobachteten mich. Beobachteten uns. Auf keinen Fall wollte ich das, was ich für einen kleinen diskreten Moment gehalten hatte, in der Öffentlichkeit breittreten oder gar Aufmerksamkeit auf die Tatsache lenken, dass sie geweint haben könnte. Ich schnäuzte mich also in die Serviette, stopfte sie in die Tasche und setzte mich wieder ans Klavier.

»Nun denn. ›Because the Night‹ ist gewünscht, richtig?«

Sie wischte sich mit dem Handrücken über die Wange, dann sah sie sich um.

»Ist gut so. Das meiste haben Sie erwischt«, flüsterte ich.

»Hätten Sie etwas dagegen, wenn ich singe?«

Üblicherweise antworte ich auf diese Frage mit einem höflichen Ja, dem die Erfahrung und der Ratschlag meines Dads zugrunde liegt. Er hatte stets – so sagte er zumindest – die feste Regel, dass niemand, aber auch *gar* niemand dort mitsingen oder -spielen durfte, wo er gerade musizierte.

»Und wenn Eric Clapton reinkommt und spielen will … dem sag auch, er kann sich verpissen. Denn wenn der Boss nachher findet, dass er Clapton lieber mag als uns, dann hat Clapton unseren Job und wir nichts mehr zu essen.«

Er hatte diese Lektion zum Thema Sicherheit im Job so oft erzählt, dass diese Geschichte trotz der Unwahrscheinlichkeit, Mr. Clapton im Publikum des *King's Head* in Manchester zu sehen, geschweige denn, auf dessen Bühne, als reales Ereignis in unsere Familienhistorie einging.

»Du weißt ja«, pflegte meine Mutter zu erzählen, »einmal hat dein Dad sogar Eric Clapton gesagt, er soll sich verpissen –

entschuldige die Wortwahl, aber genau das hat er gesagt –, damit er weiterspielen und seine Familie ernähren kann. Davon können wir alle etwas lernen.«

Und wenn mein Vater »Verpiss dich« zum lieben Gott persönlich gesagt hätte – ich hätte hundert zu eins gewettet, dass seine Antwort dieser jungen Frau mit den großen braunen Augen und dem Schmierfleck auf der Wange gegenüber ähnlich ausgefallen wäre wie meine, selbst ohne den Erwartungsdruck, den die gespannte Gästeschar dieser gut gefüllten Bar ausübte.

»Welche Tonart?«

Sie sang nicht schlecht, und die Leute waren begeistert. Ich meine, sie waren *begeistert*! Gut, sie traf die Töne und gab alles, aber es war ein sexy Song, und sie war mehr Olivia Newton-John als Debbie Harry – oder meinetwegen auch Patti Smith.

Aber wer war ich, ein Urteil zu fällen? Sie bekam Standing Ovations und Zugabe-Rufe. Nach einer fünfminütigen Performance hatte sie ihr Publikum voll im Griff, und ich war ein Teil davon. Ich hatte keine Ahnung, was da ablief.

»Möchten Sie noch etwas anderes singen?«, bot ich an.

»Vielleicht ›Daydream Believer‹?« Sie lachte. »Der sang mit Ihrem Akzent, oder? Davy Jones?«

Davy Jones von den Monkees stammte wie ich aus Manchester – für eine Australierin hatte sie ein überraschend gutes Gehör. Und erstaunliche Kenntnisse über Popmusik vor ihrer Zeit.

»›What number is this, Chip?‹«, zitierte ich Davy Jones aus dem kurzen Wortwechsel vor dem Song auf der Single.

Wieder dieses Lächeln. »›Seven A.‹« *Äußerst* erstaunliche Kenntnisse.

»Kennen Sie ›Both Sides Now‹?«, erkundigte sie sich dann.

»Nüh davon gehört …« Ich grinste.

Ich spielte das Intro. Dieser Song würde nicht so anregend werden wie der davor, in dem sie, nur einen Meter entfernt, heiser gefordert hatte, dass jemand sie berührt. Aber das Lied von Joni Mitchell gehörte schon eher zu denen, die ihr Gesangslehrer ihr empfohlen hätte, und sie sang ihn richtig schön.

Sie hatte die Wolken betrachtet und die Liebe und gerade angefangen, sich das Leben anzusehen, als ein kleiner eleganter Typ in blauem Nadelstreifenanzug, mit roten Hosenträgern und viel Gel im Haar ankam und sich voll spürbarer Ungeduld neben sie stellte. Er war um die fünfunddreißig, mit ähnlich geschniegeltem Äußeren wie Michael Douglas als Gordon Gekko in dem Film *Wall Street.*

Ich spielte eine Extra-Wiederholung des Schlussrefrains, worauf er mich wütend anblitzte und die Lippen vorschob, für den Fall, dass seine verschränkten Arme die Botschaft noch nicht ausreichend übermittelten. Sobald die Frau die letzte Zeile gesungen hatte, ließ er eine Münze in mein Trinkgeld-Glas fallen. Ich spielte den Song zu Ende und dachte, das war's. Gordon Gekko drehte sich um und ging ein paar Schritte, doch sie blieb, wo sie war. An meiner Seite.

»Kennen Sie ›Angel of the Morning‹?«, wollte sie wissen.

Ich spielte A-Dur und hob die Brauen, um zu sehen, ob sie mit der Tonlage einverstanden war, die sie meiner Einschätzung nach in der Höhe etwas fordern würde. Sie parierte mit der ersten Zeile a cappella.

Instinktiv begann ich, den Takt mit dem Absatz mitzuklopfen. Wenn man den Takt mit dem vorderen Fuß klopft, bleibt der Rhythmus im Fuß, aber wenn man den Takt mit der Ferse hält, spürt man ihn im ganzen Körper. Ich spürte noch mehr. Sie legte eine Hand auf meine Schulter und drückte mit jedem meiner Taktschläge sanft zu. Es war eine extrem intime Geste,

wenn man bedachte, dass wir nicht nur vor, sondern umgeben von Publikum waren. *Mir ist egal, ob irgendjemand zuschaut, lass es uns tun, nur du und ich, und danke, dass du da bist und auf meiner Seite.*

Das laute Hüsteln und der warnende Blick ihres Aufpassers sagten: Noch ein Akkord, und ich brech dir die Arme!

Ich spielte E-Dur. Ich saß in einer Bar in Melbourne, nicht im Süden von Chicago, und der schnieke Kerl im Anzug war kein Leroy Brown.

Er sah mich an. Meine Sängerin sah mich an. Sie sahen einander an. Dann gingen sie zur Tür. Sie hatte immer noch einen kleinen schwarzen Fleck auf der Wange.

Ich hätte die beiden einfach weggehen lassen sollen. Sie waren Gäste und hatten, abgesehen von dem beleidigenden Trinkgeld, nichts getan, um mich zu provozieren.

Zum Teil war es eine Reaktion darauf, dass er sie so herumkommandierte und dass sie sich fügte, nachdem sie nur wenige Minuten zuvor den Mut aufgebracht hatte, vor der ganzen Meute in der Bar ein schwieriges Lied zu singen.

Es war außerdem ein schlechter Tag auf der Arbeit gewesen. Meine Kollegen hatten mir den Spitznamen »Seagull« – Möwe – verpasst, nach einem Witz, dass IT-Berater nur reinfliegen, rumkrächzen, viel Wind machen, auf alles scheißen und wieder rausfliegen. Vermutlich hatte ich das verdient, da ich mich übermäßig ins Zeug gelegt hatte, einen guten Eindruck zu machen, um das dreifache Gehalt der Festangestellten zu rechtfertigen, das ich bekam. Technisch war ich auf jeden Fall versiert, als Berater jedoch noch grün hinter den Ohren.

Aber das Trinkgeld *war* eine Beleidigung gewesen. Gordon Gekko konnte von meinem gut bezahlten Job nichts wissen. Und vielleicht sprach durch mich auch mein toter Vater, als

ich ihm einen Abschiedsgruß von Lennon-McCartney hinterherschickte.

»You're Going to Lose that Girl«.

Beide drehten sich um. Es war zu dunkel, um ihre Gesichter zu erkennen. Ich musste den Song bis zum Ende durchspielen, um den Anschein aufrechtzuerhalten, die Wahl sei zufällig erfolgt. Das Ganze war prophetischer als beabsichtigt. Die zwei standen im Türrahmen und lauschten, während ich sang, er werde das Mädchen verlieren, weil ich es ihm wegzunehmen würde, *yeah.*

Yeah, yeah, yeah. Am Ende war ich es dann, der das Mädchen verlor.